



Anna Maria Ortese

IGUANA

Ein romantisches Märchen

Aus dem Italienischen
von *Sigrid Vagt*

Mit einem Nachwort
von *Maike Albath*

FRIEDENAUER PRESSE

DER INSELKÄUFER

I

DER SPAZIERGANG IN DER VIA MANZONI

Daddo



WIE du weißt, Leser, reisen die Mailänder alljährlich, wenn es Frühling wird, in die Welt hinaus auf der Suche nach Ländereien, die sie kaufen könnten. Um dort Häuser und natürlich Hotels und später vielleicht sogar Sozialwohnungen zu bauen; vor allem aber suchen sie nach noch unverfälschten Formen von »Natur«, nach dem, was sie unter Natur verstehen: eine Mischung aus Freiheit und Leidenschaft mit nicht geringer Sinnlichkeit und einem Hauch von Wahnsinn, woran es ihnen bei der Rigorosität des modernen Lebens in Mailand offenbar fehlt. Begegnungen mit den Eingeborenen und dem verschlossenen Adel dieser oder jener Insel gehören zu den begehrtesten Gefühlserregungen, und wenn dir scheint, Gefühlserregung sei ein den weitreichenden Möglichkeiten des Geldes wenig angemessenes Ziel, so bedenke, wie eng wirtschaftliche Stärke und Erschlaffung der Sinne miteinander zusammenhän-

gen, weshalb ein Höchstmaß an Kaufkraft mit einer merkwürdigen Abstumpfung und einem allgemeinen Mangel an Unterscheidungsvermögen und Genussfähigkeit einhergeht; und dem, der heutzutage alles Mögliche speisen könnte, schmeckt nur noch wenig oder gar nichts mehr. So jagt er einigen starken Genüssen nach (die am Ende keineswegs stark, sondern ganz gewöhnlich sind) und würde sein Leben dafür geben. Vielleicht gilt das nicht für die Mehrheit der Mailänder, die, durch das Geschäftsleben eingeengt, noch keine Reisen gemacht, noch nichts gesehen haben und außerdem auch nur begrenzt neugierig sind; gewiss aber trifft es für eine Minderheit zu, nämlich für jene, die die Zierde ihrer Stadt sind, und dennoch sollte man nicht meinen, dass es unter ihnen nicht auch arglose, reine, vernünftige Menschen gäbe, kurz, das Beste der alten Lombardei. Im Gegenteil.

Don Carlo Ludovico Aleardo di Greas aus dem Geschlecht der Herzöge von Estremadura-Aleardi und Graf von Mailand, einer Familie entstammend, die allem Anschein nach zu zwei Dritteln schweizerisch-iberischer Herkunft war, und gleichwohl der heiterste und gutherzigste Lombarde, den man sich nur vorstellen kann, war einer von diesen. Mittlerweile um die dreißig, aber noch ausgesprochen jugendlich, als einziger Sohn durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines umfangreichen Vermögens gelangt, das die Gräfin, seine Mutter, umsichtig verwaltete, verband der gute Graf Aleardi Segelleidenschaft und einen vom Vater geerbten vagen Idealismus mit einer weniger vagen, wenngleich unfreiwilligen Berücksichtigung der präzisen und komplizierten Interessen der Mutter, die für den jungen Mann während der folgenden Jahre eine immer rascher fortschreitende Vermehrung jener Besitztümer (in Form von Häusern und Grundstü-

cken) im Auge hatte; und deshalb machte er sich jedes Frühjahr auf die Suche nach Grundstücken, auf denen er, der Architekt war, später Villen und Jachtclubs für die gute Gesellschaft der Mailänder Sommerfrischler bauen wollte. Sie hatten bereits viel gekauft und hatten vor (das heißt, die Gräfinmutter hatte es vor), noch mehr zu kaufen. Dem Daddo – so wurde der Graf genannt – schien allerdings nicht besonders viel daran zu liegen. Von irgendwoher hatte er eine christliche Unbekümmertheit im Blut, die ihn im Grunde gleichgültig gegen alle Besitztümer machte, so als sei der Sinn der Dinge ein anderer. Welcher, das wusste er nicht und würde es bei seiner bescheidenen Intelligenz vielleicht auch niemals wissen; berühmt aber war selbst damals, als Mailand noch nicht so trostlos war, sein stets bereites frisches und doch verhaltenes Kinderlachen, als würden ein den anderen verborgenes Fest, eine Musik hinter einer Mauer oder eine geheimnisvolle Gewissheit innerer Ruhe und Glückseligkeit, unabhängig von Jugend, Besitz und Namen und allzeit verfügbar, ihm Sicherheit geben. Er hatte noch nicht geheiratet und wollte es auch, trotz des Drängens der Gräfinmutter, die schon einige angesehene Schweizer Familien besucht hatte, noch nicht tun, weil ihm schien, das würde ihn einschränken ... worin eigentlich, weiß man nicht. Er führte das einfachste Leben, das man sich nur denken kann, ein wahres, geradezu eintöniges Einsiedlerleben; den ganzen Tag saß er in seinem Büro und zeichnete Häuser wie ein Kind, während abends seine einzige Zerstreung darin bestand, sich mit Boro Adelchi zu treffen, einem jungen Verleger der Nouvelle Vague, überaus ehrgeizig und noch nicht aus den Anfangsschwierigkeiten heraus, dem der Daddo, nebenbei bemerkt, ständig hinter dem Rücken der Mutter eine Menge Geld zukommen ließ.

Und ebendieser Adelchi war es, der an einem jener Aprilabende, wenn Mailand über und über grün und ganz zart ist und die Via Manzoni gar kein Ende zu nehmen scheint, den Anstoß zu jenem Abenteuer gab, das wir erzählen wollen.

Boro Adelchi also sagte ein wenig nachdenklich: »Ja, die Dinge stehen nicht schlecht ... aber wir müssten etwas noch nie Dagewesenes, etwas Außergewöhnliches finden. Die Konkurrenz ist stark ... Wenn du auf Reisen gehst, Daddo, warum solltest du mir nicht etwas ganz Urtümliches, vielleicht sogar Abartiges beschaffen? Es ist schon alles entdeckt, aber man weiß ja nie ... alles ist möglich ...«

»Am besten die Konfessionen irgendeines Verückten, der womöglich in ein Leguanweibchen verliebt ist«, antwortete der Daddo scherzend; wer weiß, wie er darauf kam. Aber er schwieg sofort, beschämt, dass er mit Krankheit und Tiernatur sein Spiel trieb, zwei Dingen, denen er, wie viele Lombarden, obwohl er keinerlei Erfahrung damit hatte, tiefstes Mitgefühl entgegenbrachte.

»Ich weiß nicht«, entgegnete Adelchi, der den Scherz gar nicht bemerkt hatte, »ich würde eher sagen, irgendein Gedicht, einen *canto*, in dem die Auflehnung des Unterdrückten zum Ausdruck kommt ...« Und er schwieg ebenfalls, aber nur weil seine diesbezüglichen Vorstellungen nicht ganz klar waren und er sich schämte, den Grafen dies merken zu lassen, der andererseits genauso wenig auf dem Laufenden war wie er.

Und an dieser Stelle ist es angebracht, auf eine eigenartige Verwirrung hinzuweisen, die zu der Zeit die lombardische Kultur beherrschte und deshalb auch das Verlagswesen beeinflusste, nämlich hinsichtlich dessen, was unter Unterdrückung und daraus folgender Auflehnung zu verstehen sei. Beides erschien den

Lombarden, vermutlich im Widerstreit mit der bedrohlichen marxistischen Ideologie, lediglich als eine Sache der Gefühle und der Freiheit, diese zu äußern, wobei sie vergaßen, dass es (aufgrund der althergebrachten Traditionen in dieser Welt) dort, wo kein Geld ist oder wo man mit Geld alles kaufen kann, wo Not und große Unwissenheit herrschen, auch keine Gefühle gibt oder keine Lust, sie zu äußern; kurz, die Lombarden waren überzeugt, dass eine unterdrückte Welt etwas zu sagen habe, während doch, wenn die Unterdrückung alt und echt ist, das Unterdrückte nicht einmal existiert oder kein Bewusstsein seiner Unterdrückung mehr hat, sondern existent, wenn auch ohne wahres Bewusstsein, ist einzig und allein der Unterdrücker, der manchmal aus Gewohnheit die Formen nachahmt, die von Rechts wegen dem Opfer zustünden, wenn es noch existieren würde. Aber solche Spitzfindigkeiten und Spinnereien konnte man natürlich unmöglich den Verlegern anbieten, die gierig nach etwas verlangten, was den flauen Appetit des Publikums anzuregen vermochte. Derartige Überlegungen hätten den Ablauf der Produktion gefährdet, während die Wendung des erwähnten Konflikts in eindeutig traditionelle und deshalb beruhigende Formen, wie sie damals sehr in Mode waren, Zustimmung, Begeisterung, Wohlwollen und somit Verkauf und somit – da capo! – das liebe Geld garantierte.

Um auf unsere beiden jungen Leute zurückzukommen, wie sie heiter durch die Via Manzoni spazierten, und vor allem auf den Daddo, der, wie wir bald sehen werden, durch seine Unwissenheit nicht ernstlich eingeschränkt und so großmütig und reinen Herzens war, dass er deinen Respekt verdient, Leser; Daddo also sagte: »Wir werden sehen ... ich will es versuchen. Ich habe die Vorstellung, dass es jenseits von Gib-

raltar etwas Unrechtmäßiges und deshalb auch Leidendes geben muss ... Ich werde in den Bibliotheken nachforschen und mir Karten besorgen ... Du aber, Boro, versprich mir, das Ganze ohne viel Aufhebens zu veröffentlichen ... einzig und allein zu dem Zweck, die geistige Entwicklung der Mailänder zu fördern ... Sonst nicht«, schloss er mit einem Lächeln, das weniger scherzhaft gemeint war, als es den Anschein hatte, und neigte dabei leicht den edlen Kopf vor, den ein wahrer Silberhelm umschloss – so früh und ohne jeden Grund ergrauten die Aleardi –, was dem feinen Gesicht bisweilen eine mittelalterliche Würde verlieh.

»Das verspreche ich dir ... keine Sorge«, log aufgeregt Adelchi, der bereits mit größtem Vergnügen an die Sitzung des nächsten Tages dachte und daran, wie er das Werk in einigen Monaten oben auf dem Turm vorstellen würde. Er wollte ihm einen aufsehenerregenden Titel geben, wie zum Beispiel »Die Nächte eines Verrückten« oder »Die Hexe« oder besser noch »Verbrennt sie alle!«. Übersetzungen und Preise würden die Verkaufsziffern in den Himmel treiben. In Wirklichkeit würde er das Buch dann nicht einmal lesen, da er ein Mann ohne jede ungesunde Neugier war, ein einfacher Mensch, der nur nach einem fieberte, nämlich danach, Geld zu machen.

Unterdessen waren sie an jener Stelle der Via Manzoni angelangt, wo, wer von der Scala kommt, zu seiner Linken die Giardini, zu seiner Rechten die gleichnamige Galerie und vor sich den schönsten Platz Mailands liegen sieht mit einem aufgelockerten Park im Hintergrund, den der Nebel auch im April in einen sanften Schleier hüllt. Und wie immer überkam den Daddo bei diesem Anblick eine zarte Wehmut, fast schon eine Bewusstseinstrübung; er vergaß die verrückten Reden darüber, wie der Langweile der

Menschen abzuhelpen sei, und ließ den ruhigen Blick ringsumher schweifen wie jemand, der im Traum ein Bitten und Flehen vernimmt, welches als wirklich zu betrachten das Tageslicht verbietet, ein heimliches Klagen von Verlorenen hinter aller Stille.

»Wie du dir vorstellen kannst ...«, fuhr Adelchi fort.

Doch der Graf hörte ihm schon nicht mehr zu.

II

OCAÑA

Auf hoher See. Eine hornförmige Insel

Vierzehn Tage später übergab Daddo das Büro in der Via Bigli zwei Sekretärinnen (von denen eine, die Bisi, geradezu verrückt nach ihm war, weil Daddo unter anderem ein Prachtexemplar jener ellenlangen, heiteren Erscheinungen darstellte, wie sie in der lombardischen Ebene gelegentlich noch anzutreffen sind), er verabschiedete sich von der Gräfinmutter, die ihm einen großen Smaragd mitgab, damit er ihn in Sevilla bei einem Juwelier ihres Vertrauens einfassen ließe, ging in Genua an Bord der *Luisa*, eines Schiffes, das mindestens achtzig Millionen Lire wert war, und nahm Kurs auf das untere Mittelmeer.

Wie Adelchi beim Thema »Unterdrückung« und die Gräfinmutter in Bezug auf Lebensinhalte, so hatte Daddo leider in Sachen Grundstückskauf – vielleicht, weil er diesem nicht wirklich Bedeutung beimaß – keine sehr klaren Vorstellungen und insofern auch keine entsprechenden Vorlieben. Er kannte das Mittelmeer wie seine eigene Hosentasche, und obwohl praktisch alles zum Verkauf stand, zögerte er ständig. Bald aus irgendeiner Rücksicht auf Sardinien, als litte es noch immer und bedürfte eher einer Heilung als einer Teilung; bald aus irgendeiner Nachsicht gegenüber den umliegenden Inselchen und Klippen, als

wären sie noch zu klein, um sich von ihrer Mutter zu entfernen (was einfach lächerlich war, und wenn wir um das brüderliche Empfinden des Grafen noch nicht wüssten, könnten wir ihm frömmelnde Schwärmerei vorwerfen); bald, wie zum Beispiel vor bestimmten wunderschönen Landstrichen Spaniens, als ob Gott dort all seine Tränen vergösse und man nicht die lärmenden Touristen dorthin bringen dürfte. Und auch die Achtung schließlich, jenes feine und ein wenig schmerzliche Gefühl für die Würde des anderen, das einst die Ritter im Hinblick auf die Frau zu so vielen bewundernswerten Unternehmungen inspirierte und das der edle Lombarde, ohne es zu wissen, der Erde insgesamt entgegenbrachte, erschwerte ihm jedes Mal jene doch so einfache Handlung, die sich käuflicher Erwerb nennt. Diesmal jedoch, wer weiß warum, in sehr viel schärferer Weise. Aber bei seinem fröhlichen und ausgeglichenen Wesen nahm er sich das nicht weiter zu Herzen, und im Vertrauen auf die Geschicklichkeit des Salvato – das war der Matrose auf der *Luisa* – hatte er schon daran gedacht, sobald sie Gibraltar hinter sich gelassen und das Kap St. Vincent umschifft hätten, ganz langsam die portugiesische Küste hinaufzusegeln, womöglich gar bis zum Golf von Biskaya. Dort würde man vielleicht eine Insel sighten, die niemandem gehörte, und sie zu kaufen würde keine Kränkung bedeuten. Über die Proteste der Gräfinmutter machte er sich in seiner Einfalt nicht weiter Gedanken.

Das Wetter war gut, das Meer ruhig, der Frühling hauchte seinen warmen Atem bis aufs Meer hinaus, und es gab einen Augenblick, als Daddo an der Mündung des Rio Tinto die *Luisa* verließ und sich nach Sevilla begab, um jenen Juwelier aufzusuchen, da hätte man den Himmel in Scheiben schneiden können, so blau war er. Und es herrschte eine Ruhe, eine Stille –

die reinste Lebenslust! Herr Santos, der Juwelier, war zu einem kleinen Familienfest nach Granada gefahren und also nicht zu Hause, und Daddo tröstete sich damit, in den weißen Gassen umherzuschlendern und nutzlosen Krimskrams zu kaufen, den jedoch seine Mutter und die beiden Sekretärinnen, insbesondere Bisi, nicht als solchen ansehen würden; darunter einen wunderschönen, ganz und gar golddurchwirkten weißen Seidenschal und eine Halskette aus blaugrünen Steinen für Salvatos Frau, damit auch sie bei der Rückkehr ihres Mannes eine Freude hätte. Dann kaufte er noch zwei Kisten Malaga, über die der liebe Adelchi sich bestimmt freuen würde, und für sich selbst Ansichtskarten und Pfeifentabak. Bei Sonnenuntergang war er wieder in Palos, und die Seefahrt ging weiter.

Sie dauerte etliche Tage, weil Salvato offenbar absichtlich jedes Mal, wenn ein leichter Wind wehte, das Segel einholte und der Graf ihn, teils aus Höflichkeit, teils weil ihm Verzögerungen nichts ausmachten, gewähren ließ. So vergingen die Tage: Salvato streckte sich, sobald es möglich war, einen Arm über die Stirn gelegt, zum Schlafen aus, und Daddo ging, wenn er ihn nicht vertreten musste, auf der Brücke auf und ab, stopfte seine Pfeife, betrachtete die Wellen, die flüssigen Türkisen glichen, und dachte lächelnd, wie schön doch im Grunde, trotz des ewigen Konflikts zwischen Russland und Amerika, die Welt und wie bezaubernd der Kosmos sei.

Als sie Lissabon erreichten, war es der 5. Mai, und man feierte gerade irgendein religiöses Fest. Die Glocken der Kathedralen läuteten, das Volk schwärmte fröhlich durch die Straßen und blieb vor dem einen oder anderen der erleuchteten Stände stehen, um Erdnüsse, Rosinen, gebratenes Spanferkel, kleine

Heiligenfiguren aus Gips, Spielzeugtrompeten und grüngelbe Holzwägelchen mit rotgezäumten weißen Pferdchen zu kaufen, das Ganze für wenige *centavos*, wie es bei jedem Volksfest so üblich ist, und die Portugiesen bildeten da keine Ausnahme. Sie erschienen dem Daddo bei dieser Gelegenheit als treffliche Menschen, die kaum etwas für ungut nahmen, und er bedauerte es, sie verlassen zu müssen. Ein weiterer Halt war, wenn sie nicht vorher noch irgendwo Land sichteten, mindestens bis Coruña nicht mehr vorgesehen, und dort würden sie sich wieder auf spanischem Territorium befinden.

Tags darauf, am 6. Mai, segelten sie erneut fernab der Westküste der Iberischen Halbinsel, dem letzten Zipfel Europas sozusagen, dahin, als sich etwas veränderte. Das Wetter war immer noch gut, aber es fehlte jenes strahlende Azurblau, jene Sonne; das Licht wirkte jetzt leicht verschleiert, als seien Wölkchen am Himmel, was aber nicht der Fall war. Und das Meer leuchtete nicht mehr türkisfarben; es hatte die Färbung von poliertem Silber angenommen, einem Fischrücken gleich, nur anstelle der Schuppen mit lauter kleinen Wellen ... die eine der anderen nacheilten. Es herrschte eine große Ruhe, nicht größer vielleicht als im Mittelmeer, denn das Meer ist überall gleich, aber es schien so wegen der blassen Farben, in denen die Sonne eingeschlummert war, und wegen der Karwochentrübsal, die in der Luft lag, obwohl Ostern in dem Jahr sehr früh gewesen war und inzwischen bereits der Sommer vor der Tür stand ... Eine bernsteingelbe Helligkeit war alles, was sich am Horizont zeigte, während man zur Rechten noch die flache, nackte Küste Portugals ahnte, bis sie wie ein Schatten endgültig verschwand. Dann mischte sich in das rosarote Licht ein fahles Grün, und die Wellen wurden, auch

ohne sich zu überschlagen, größer. Es war ein Uhr am 7. Mai, und während der Nacht und des Vormittags waren weitere Meilen vorübergezogen, ohne dass sich deshalb die Szenerie geändert hätte, da zeigte sich dem Kinderblick Daddos, der ein wenig gedankenverloren auf der Brücke stand, ganz in der Ferne in jener Helligkeit ein grünbrauner Strich in der Form eines Horns oder eines zerbrochenen Kringels, der auf der Karte nicht auszumachen war. Er fragte den Matrosen, um was es sich handeln könne (im ersten Moment hatte er an eine Herde Wale gedacht, da jener Strich, so klein er auch war, Höcker aufwies), und Salvato antwortete, er könne sich irren, aber das sehe ganz nach der Insel Ocaña aus; und bei diesen Worten machte er nicht den Eindruck (wie übrigens auch sonst nie, und das hing mit seiner Trägheit zusammen), als brenne er vor Neugier und halte es für reizvoll, sie stillen zu können. Im Gegenteil!

»Ocaña! Was für ein schöner Name!«, der Graf nahm die Pfeife aus dem Mund; er sagte dies, gerade weil jener Name etwas leicht Unangenehmes, Bitteres hatte, was sein Mitleid erweckte. Und in leicht fragendem Ton fuhr er fort: »Wie ich sehe, ist sie auf der Karte nicht eingezeichnet.«

»Nein, ist sie nicht«, erwiderte Salvato trocken, »weil«, und dabei versuchte er, irgendwohin zu sehen, wo der Blick nicht der armen Insel Ocaña begegnete, »weil die, die Karten zeichnen, das sind Gott sei Dank Christenmenschen, und die beachten das nicht, was des Teufels ist.«

»Ach komm, mein Lieber«, der Graf lächelte begütigend, »so sollte man von Unglücklichen nicht reden. Wenn es den Teufel gibt, ist der Herr eher ihm wohlgesinnt als dir und mir, da kannst du sicher sein. Und außerdem, warum sollte sie dem Teufel gehören?«

Ihm war der Gedanke gekommen, dass, wenn jene Klippe von irgendeiner schlimmen Legende umwittert war, der Preis vermutlich niedrig läge, und alles in allem missfiel ihm das nicht. Das lombardische Gemüt hat stets einen praktischen Unterbau, der in gewisser Weise ebenfalls aus Gutherzigkeit besteht.

Auf diese Frage hin brummte der Matrose irgendetwas; und es wurde deutlich, dass die Legende mehr eine Erfindung seiner Trägheit als historisch fundiert war. Aber dadurch verstärkte sich ein Eindruck, der, wie der Graf später erkennen musste, der Wirklichkeit sehr nahe kam, nämlich dass es sich nicht um eine gewöhnliche Insel handelte, sonst wäre sie, Teufel hin, Teufel her, auf den Karten verzeichnet gewesen, sondern eher um ein aus dem Meer ragendes, halb verbranntes ödes Felshorn. Vermutlich gab es dort nur Wurzeln und Schlangen.

»Wir werden sehen«, schloss er.

Es war keine gute Idee, aber das passierte dem Daddo gelegentlich; etwas in seinem Wesen ließ sich mir nichts, dir nichts verzaubern und trieb ihn, sich Schwierigkeiten zu suchen. Um es noch deutlicher zu sagen: Gewisse Einsamkeiten und Schrecken übten, gerade weil er das Gegenteil liebte, eine Anziehung auf ihn aus, als erhoben sich von dorthier klägliche Hilferufe. Ohne Rücksicht auf die Nützlichkeit der Sache sagte er deshalb dem Salvato, er solle in jene Richtung steuern, ein Befehl, dem der junge Mann nur sehr widerwillig gehorchte.

Es verging noch eine halbe Stunde. Wie durch eine gelbliche oder durch leichten Rauch gelb gefärbte Linse sah man jetzt einige Eichen, einen kleinen Acker und ein Haus. Sie fuhren noch näher heran, und im Schatten einer der Eichen saßen einige Herren und eine Alte (so schien es), die mit Stricken beschäftigt war.

Sie hatten das luxuriöse Schiff des Grafen bemerkt, wandten sich aber kaum um. Einer von ihnen, der jüngste, mit weißgoldenem Kopf, las im Schutz des großen Baumes etwas vor. Die anderen hörten schweigend zu.

Daddo machte einige allgemeine Begrüßungsgesten, auf die in keiner Weise reagiert wurde. Daraufhin bat er Salvato, in dem flachen Grund Anker zu werfen, ließ sich in ein anderes kleines Boot, die *Luisina*, hinab und legte rudern die hundert Meter zurück, die ihn vom Strand trennten.

Es kam ihm vor, weiß der Himmel warum, als wären die Menschen versteinert.

Iguana erscheint als Buch der Friedenauer Presse.

Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

Die Übersetzung von Sigrid Vagt erschien erstmals 1988 im Carl Hanser Verlag und wurde für diese Ausgabe von der Übersetzerin neu bearbeitet.

FRIEDENAUER PRESSE

Winterbuch

Erste Auflage Berlin 2024

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2024 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe

L'Iguana © Adelphi edizioni s. p. a., Mailand, 1986

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

ISBN 978-3-7518-8023-7

www.friedenauer-presse.de